

Pavel Branko

Gegen den Strom

Mauthausen-Erinnerungen

Schriftenreihe der KZ-Gedenkstätte Mauthausen
Band 2

Pavel Branko

Gegen den Strom

Zitiervorschlag:
Pavel Branko: Gegen den Strom (Wien 2018) [Seite]

Mauthausen-Erinnerungen
Schriftenreihe der KZ-Gedenkstätte Mauthausen
Band 2

Herausgeber
KZ-Gedenkstätte Mauthausen

Mitherausgeber der Schriftenreihe
Christian Dürr, Gregor Holzinger, Katharina Kniefacz, Andreas Kranebitter, Ralf Lechner

Übersetzung
Miloslav Szabó/Ines Koeltzsch, mit einer Erweiterung von Pavel Branko unter
Mitarbeit von Andreas Weiland

Redaktion/Lektorat
Gregor Holzinger, Katharina Kniefacz, Andreas Kranebitter

Grafisches Konzept des Covers
Peter Sachartschenko

Titelbild
Pavel Branko im Jahr 1985 (Foto: Vladimír Branko)

Weitere Illustrationen: Emilia Branková (S. 16), Mose Depond (S. 194 und S. 195)

Satz
Antonia Erhart

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages oder der Autoren/Autorinnen reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© der slowakischen Originalausgabe „Proti prúdu“
2011 by Pavel Branko/Marenčin PT spol. s r. o./Slovenský filmový ústav

© 2018 by new academic press, Wien
www.newacademicpress.at

ISBN: 978-3-7003-2004-3

Druck: CPI Direct.de

Inhalt

Editorische Vorbemerkung	7
Aussprachetabelle	12
Karte der Slowakei	13
Gegen den Strom	
Vorwort	17
Eine außergewöhnliche Ankunft	19
Bürgersöhnchen wider Willen	21
Die Entdeckungen eines Kindes	23
Wenn man sich untereinander nicht versteht	31
Erste Begegnungen mit der Orthodoxie und dem <i>Marxismus</i>	33
Meine ersten Lehrer	37
Die Anfänge in Bratislava	42
Meine Gymnasialzeit	48
Die Nöte eines schüchternen Jünglings	58
Durch Abhärtung in die Neurose	61
Student – <i>Bolschewik</i>	68
Im antifaschistischen Widerstand	73
Hinter Gittern	80
Eine rechtsverdrehende Auslieferung an die Gestapo	91
Zwischen zwei Feuern bei Melk	92
Begrüßung in Mauthausen	97
Im Rang eines Muselmanns	101
Die Befreiung	106
Wenn die eigene Mutter ihren Sohn nicht erkennt	109
Verlust der Illusionen	113
Beim Militärdienst	120
Die Anfänge als Filmkritiker	124

Die Neurose, meine Herrin und Herrscherin	130
Einsiedlerleben in der Hohen Tatra	135
Rückkehr in die Zivilisation	139
In der Redaktion der Zweiwochenzeitschrift <i>Film a divadlo</i>	146
Vaterfreuden und Vatersversagen	153
Orwell, Huxley und Kafka	162
Die Beweglichkeit der Grenzlinien.	169
Die <i>Normalisierung</i> mit den FilmkünstlerInnen – und gegen sie	181
Im Zauber des Kurzfilms	184
Geistesverwandtschaften	189
Die Scharmützel eines Übersetzers	197
In der Rolle des Sohnes, Bruders, Vaters und Großvaters	210
Partnerjackpot	214
In der Welt der Volkskunst	222
In die Freiheit geworfen.	224
Die Bilanz als Kritiker	233
Die Bilanz als Bürger	240
Vorzeitiges Begräbnis.	247
Intellektuelle und Nation in der Geschichte der Slowakei.	
Ein Nachwort	249
Anhang	268

Editorische Vorbemerkung

Mit dem Buch *Gegen den Strom* erscheinen die Memoiren von Pavel Branko, die 2011 auf Slowakisch veröffentlicht wurden, nun in deutscher Übersetzung in den *Mauthausen-Erinnerungen*, der Schriftenreihe der KZ-Gedenkstätte Mauthausen. Als MitarbeiterInnen der KZ-Gedenkstätte Mauthausen stehen wir seit Sommer 2013, als Christian Dürr ein erstes Interview mit Branko geführt hat, das auszugsweise im Jahrbuch der KZ-Gedenkstätte Mauthausen veröffentlicht wurde,¹ mit Branko in regem Austausch und in freundschaftlicher Verbindung. Es freut uns daher besonders, dass der lange gereifte Plan, Brankos Memoiren auf Deutsch herauszugeben, mit der vorliegenden Edition endlich verwirklicht werden kann. Im Folgenden sei kurz skizziert, warum wir dieses Buch für besonders halten und in den *Mauthausen-Erinnerungen* veröffentlicht sehen wollten. Den breiteren Kontext der politischen und intellektuellen Geschichte der Slowakei stellen indes Ines Koeltzsch und Miloslav Szabó, die ÜbersetzerInnen dieses Buches, in ihrem Nachwort zu diesem Band ausführlicher dar.

Pavel Branko wurde im Jahr 1921 als Pavel Haas auf einem Schiff, das auf dem Weg nach Triest war, geboren. Seine Kindheit und Jugend verbrachte er in Hačava in der Ostslowakei und in Bratislava. Bei der Gründung des sogenannten *Slovenský štát* (Slowakischer Staat),² einem eng mit dem Dritten Reich verbundenen Regime, engagierte er sich bereits als Schüler im Widerstand. Die kleine Widerstandsgruppe wurde jedoch bald enttarnt und Branko im November 1942 zu lebenslanger Haft verurteilt. In Gefangenschaft im Gefängnis Leopoldov setzte sich seine politische Sozialisation fort. Im Februar 1945, kurz vor Kriegsende, übergab die slowakische Justiz politische Gefangene – unter ihnen Branko – der Gestapo, die diese ins Konzentrationslager Mauthausen deportieren ließ. Der Transport aus Bratislava umfasste über 250 slowakische politische Oppositionelle, die angesichts der vorrückenden Roten Armee der Gestapo übergeben und auf fünf Lastwägen verfrachtet wurden.³ Da die Fahr-

1 Vgl. Christian Dürr: Pavel Branko. Eine Lebensgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: Bundesministerium für Inneres (Hg.): KZ-Gedenkstätte Mauthausen | Mauthausen Memorial. Jahrbuch 2013. Forschung, Dokumentation, Information (Wien 2014), S. 91–103.

2 Zur Geschichte des Slowakischen Staates und seiner engen Verflechtungen zum Dritten Reich, die vor allem über deutsche Berater ausagiert wurden, vgl. allg. Tatjana Tömsmeyer: Das Dritte Reich und die Slowakei 1939–1945. Politischer Alltag zwischen Kooperation und Eigensinn (Paderborn 2003), sowie das Nachwort von Ines Koeltzsch und Miloslav Szabó in diesem Band.

3 Vgl. zu Geschichte und Hintergründen dieses Transports insbesondere Bertrand Perz: Projekt Quarz

zeuge als Militärtransport getarnt waren, wurden sie auf dem Weg ins KZ Mauthausen nahe Melk von alliierten Fliegern bombardiert, wobei Dutzende Deportierte ums Leben kamen. Zahlreiche verletzte Überlebende dieses Transport wurden später im KZ Melk ermordet bzw. ohne medizinische Versorgung dem Tod überlassen.⁴ Pavel Branko überlebte und wurde in das Außenlager Melk, dann in das Hauptlager Mauthausen überstellt, wo er am 5. Mai 1945 befreit wurde.

Brankos eindruckliche Schilderung dieser drei Monate im KZ Mauthausen waren der zentrale Grund für die Entscheidung, seine Autobiografie in der Schriftenreihe der Gedenkstätte zu veröffentlichen. Sie stellen freilich nur einen kurzen, wenn auch prägenden Ausschnitt der Lebenserfahrungen des heute (bald) 97-Jährigen dar, die hier in ihrer Gesamtheit ihren Platz finden sollen. Brankos Leben war auch nach seiner Befreiung im Alter von 24 Jahren mit den Wirren des 20. Jahrhunderts verbunden. Als Widerstandskämpfer war Branko nach der kommunistischen Machtübernahme in der Slowakei im Jahr 1948 bald von der Politik der Partei enttäuscht und trat aus ihr aus. Er war also, so kann man ohne Übertreibung zusammenfassen, Zeit seines Lebens ein Rebell – jemand, der sich im *Slowakischen Staat* als Kommunist ebenso gegen den Strom gestellt hatte wie in den Zeiten der ČSSR, als er etwa im jugoslawisch-sowjetischen Konflikt auf der Seite Titos stand und seinen Namen demonstrativ in *Branko* änderte, einen in Jugoslawien gebräuchlichen Vornamen.

Branko arbeitete lange als Übersetzer, Filmkritiker und Redakteur, wurde als Intellektueller weithin bekannt, und hatte in den 1970er- und 1980er-Jahren aufgrund seiner politischen Positionierung mit einem Publikationsverbot der slowakischen Behörden zu kämpfen. Und er blieb ein Querdenker, als er nach der Wende von 1989 erneut kritischer Beobachter der nunmehr kapitalistischen Wirtschaftsordnung war und bis heute geblieben ist. Er ist in der slowakischen Öffentlichkeit weiterhin eine *unbequeme* Gegenstimme – und nicht nur in der slowakischen. In Österreich war er jüngst unter jenen neun Mauthausen-Überlebenden, die die vom Freiheitlichen Akademikerverband herausgegebene rechtsextreme Zeitschrift *Die Aula – das freiheitliche Magazin* wegen Ehrenbeleidigung klagten, weil das Magazin Mauthausen-Überlebende als *Massenmörder* und *Landplage* bezeichnet hatte.⁵ Branko stand und steht

Steyr-Daimler-Puch und das Konzentrationslager Melk (Wien 1991), S. 447–453, hier S. 448.

4 Vgl. Perz: Projekt Quarz, S. 451f.; Hans Maršálek: Die Geschichte des Konzentrationslagers Mauthausen. Dokumentation (Wien 2006), S. 319.

5 Vgl. dazu ausführlicher und zum Wortlaut der eidesstattlichen Erklärung Brankos im Prozess Andreas

also kurz gesagt für eine gewichtige Kontraposition, die sich unaufhörlich kritisch zu den vermeintlich neuen Gedanken der Ewiggestrigen verhält, ist als Querkopf aber auch eine unbequeme Stimme gegen die wechselnden Regierungen verschiedenster Länder – wobei das Etikett *Querkopf* hier nur bedingt als zweifelhafte Fremdzuschreibung zu verstehen ist. Nachdem wir Pavel Branko den Klappentext zur deutschen Ausgabe dieses Buches geschickt hatten, hatte er nur einen Änderungsvorschlag: Den Satz *Seine Memoiren zeugen von einem wechselvollen Leben, das von Konflikten mit den jeweiligen Machthabern geprägt war*, wollte er bezeichnenderweise zu ... *das von Konflikten mit den jeweiligen Machthabern war **und ist** geändert haben*.

Der Titel *Gegen den Strom* ist zu allererst also als mehrfache individuelle Erfahrung Brankos zu verstehen. Diese Erfahrung war mit persönlichen Entscheidungen verbunden, die buchstäblich lebensgefährlich waren. War Branko im KZ Mauthausen tagtäglich mit dem Tod konfrontiert, so war auch die innerparteiliche Opposition gegen den Stalinismus mit großer Gefahr verbunden – unter den Opfern der spätstalinistischen Schauprozesse, allen voran jenem gegen Rudolf Slánský 1952, waren zahlreiche kommunistische Intellektuelle, zahlreiche Juden, zahlreiche KZ-Überlebende.⁶ Die Entscheidung, gegen den Strom zu schwimmen, war im 20. Jahrhundert also eine außergewöhnliche und außergewöhnlich mutige Entscheidung.

Gegen den Strom – das meint aber auch die von Pavel Branko getroffenen künstlerischen Entscheidungen, sein Leben in einer Weise zu erzählen, die gängige literarische Genre Grenzen niederreißt. Bei Memoiren wie diesen handelt es sich um ein eigenes Genre – eines, das beispielsweise Jan Philip Reemtsma als Überlebensememoiren bezeichnet hat.⁷ Dass diese eigenwillige literarische Gattung auch in der deutschen Übersetzung funktioniert, war Pavel Branko bei unserer Zusammenarbeit besonders wichtig – aufgrund seiner ausgezeichneten Deutschkenntnisse war es ihm auch möglich, selbst tatkräftig daran mitzuarbeiten. Dank seiner jahrzehntelangen Erfahrung als

Kranebitter: Zur Diffamierung der Überlebenden des KZ Mauthausen. Eine Stellungnahme zur „Aula-Debatte“, in: KZ-Gedenkstätte Mauthausen/Andreas Kranebitter (Hg.): NS-Täterinnen und -Täter in der Nachkriegszeit. Jahrbuch 2016 der KZ-Gedenkstätte Mauthausen | Mauthausen Memorial. Forschung – Dokumentation – Information (Wien 2017), S. 137–149, hier S. 138f.

6 Vgl. zum sogenannten *Slánský-Prozess* und einer untergründigen Verbindung zum KZ Mauthausen das Buch des Mauthausen-Überlebenden und Mitangeklagten Artur London: *Ich gestehe. Der Prozess um Rudolf Slansky* (Hamburg 1970), das die Vorlage für den Film *Das Geständnis* (L'Àveu, Regie: Costa Gavras, Frankreich 1970) bildete, für den wiederum der Schriftsteller und Buchenwald-Überlebende Jorge Semprún das Drehbuch schrieb.

7 Vgl. Jan Philipp Reemtsma: *Die Memoiren Überlebender. Eine Literaturgattung des 20. Jahrhunderts*, in: *Mittelweg* 36, 6. Jahrgang (1997), Heft 4, S. 20–39.

Übersetzer legte er auf sprachliche und stilistische Feinheiten größten Wert. Wie er auch in seiner Autobiografie ausführte, war er bereits im Kindesalter ein begeisterter Leser und – mit steigendem Alter – ein Literaturkenner, der durch seine wachsenden Fremdsprachenkenntnisse und die folgende Tätigkeit als Übersetzer fiktionaler und non-fiktionaler Literatur ein besonders ausgeprägtes Verhältnis zum sprachlichen Ausdruck entwickelte.

Neben seiner Begeisterung für Literatur entwickelte Branko nach seiner Befreiung eine Liebe zum Film. Anfangs nur als Zaungast bei internationalen Filmfestivals, wurde er rasch zu einem anerkannten Filmkritiker und -theoretiker, der mit seinen eigenwilligen Ansichten jedoch oftmals Unmut bei den Obrigkeiten hervorrief. Nicht nur osteuropäische Filme, sondern auch internationale Produktionen hatten sein Interesse geweckt, und er rezensierte eine Unmenge an Filmen, wenn er nicht gerade auf der *Schwarzen Liste* stand. In seinen Memoiren betont er dezidiert, dass ihn der Film immer nur als Kunstwerk interessiere – eine Tatsache, die ihn zum Wegbegleiter des *tschechoslowakischen Filmwunders* der 1960er-Jahre machte, als die tschechoslowakische *Neue Welle* als besonders interessante intellektuelle und künstlerische Strömung zu Weltruhm gelangte. Pavel Branko pflegte gute persönliche Kontakte und Freundschaften nicht nur zu KritikerkollegInnen, sondern auch zu FilmemacherInnen, DrehbuchautorInnen und ProduzentInnen.

Aus diesem Grund ist es besonders erfreulich, dass mit dem Film *Ein Held unserer Zeit* (Hrdina našich čias) auch ein filmischer Essay über ihn und sein Leben entstanden ist. Der 2009 von der slowakischen Regisseurin Zuzana Piušová gedrehte Film, der dieser Edition als DVD beiliegt, ist wie Brankos Memoiren zwischen den Genres des Dokumentar- und des Spielfilms angesiedelt und damit keinem der beiden Genres direkt zuordenbar – denn als Fiktion auf dokumentarischer Basis, so heißt es in einer der Anfangsszenen, *beschreibt man die heutige Welt am besten*. Das Verschwimmen der Grenzen zwischen Fiktionalität und Faktizität, die Frage, wie etwas zu erzählen ist, wird im Film in weiterer Folge auch in anderer Hinsicht thematisiert, so eben auch in der Frage der Darstellung der Konzentrationslager-Erfahrung. Die literarische Verarbeitung des eigenen Er- und Überlebens in *Gegen den Strom* stellt für uns ein ebenso eindruckliches Zeitzeugnis dar wie die fiktionale Darstellung der oft unbeschreibbaren Faktizität in *Ein Held unserer Zeit* – wir freuen uns daher, beide Werke hier zusammen als Band 2 der Schriftenreihe *Mauthausen-Erinnerungen* vorstellen zu dürfen.

Editorisch soll hier noch angemerkt werden, dass die Fußnoten im Folgen-

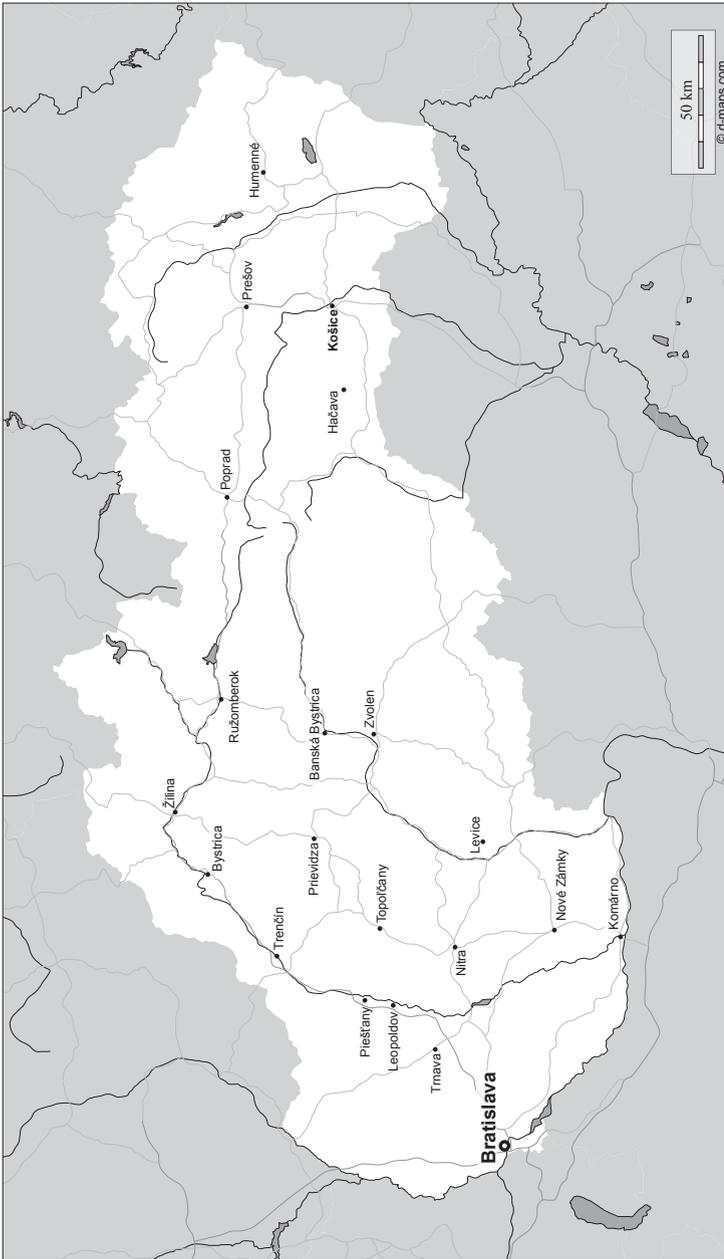
den entweder vom Autor selbst stammen oder von diesem abgenommen wurden; Zitate, fremdsprachige Begrifflichkeiten und Titel werden kursiv wiedergegeben. Die im Text genannten Orte werden in einem eigenen Ortsregister, die Personen in einem Personenregister am Ende dieses Bandes erläutert. An dieser Edition haben zahlreiche Personen mitgewirkt: Für ihre Mitarbeit und Unterstützung danken wir Maroš Berak, Dominika Borbélyová, Christian Dürr, Vít Janeček, Martin Kaňuch, Gerd Leschanowsky, Zuzana Piussi, Dušan Slezák und Konstantin Stürmer; für die Übersetzung des Bandes und zahlreiche Anmerkungen zu historischen Personen danken wir Ines Koeltzsch und Miloslav Szabó; für die verlegerische Zusammenarbeit Antonia Erhart, Harald Knill und Peter Sachartschenko. Ganz besonders danken wir aber Emília Branková, die sich bei unseren Besuchen in Bratislava um unser geistiges und leibliches Wohl gesorgt hat, und Pavel Branko, der als multilingualer Sprachkünstler keine Mühen scheute, sein Werk auch in deutscher Übersetzung gründlich zu bearbeiten. Wir hoffen, dass dieses Werk auch im deutschsprachigen Raum eine große Verbreitung findet.

Gregor Holzinger
Katharina Kniefacz
Andreas Kranebitter

Aussprachetabelle

Zeichen	Aussprache	Beispiel	Aussprache
á, é, í, ó, ú, ý	langes a, e, i, o, u, i		
c	tz, z	Urc	Urz
č	tsch	Hačava	Hatschawa
Ď / ě	dj	Ďurica	Djuritza
dz	dz, z	Dzurenková	Dzurenková
dž	dsch	Karadžičova	Karadschitschowa
ě	je	Němec	Njemetz
ia	ja	Mečiar	Metschjar
ie	je	Tiene	Tjenje
iu	ju	Piussi	Pjussi
l'	lj	Lubo	Ljubo
ň	nj	Komiňár	Kominjár
ô	uo	môjho	muojho
ř	rzsch	Jiří	Jirzschí
s	ss	Lasica	Lassitza
š	sch	Koš	Koysch
Ť / ě	tj	Ťurin	Tjurin
v	w	Viliam	Wiliam
z	s	Zachar	Sachar
ž	zsch	Petržalka	Petrzschalka

Karte der Slowakei



http://d-maps.com/carte.php?num_car=21589&lang=de

*Meiner Frau Emília, die meine zweite
Lebenshälfte mit Licht erfüllte, und meinen
Söhnen Vlado und Igor, die vermutlich mehr
zurückgeben, als sie bekamen.*

*Ich danke Soňa Čechová, Nina Hradiská,
Iris Kopcsayová und Alena Zemančíková.
Meine Memoiren wären ohne ihre Anregungen
nicht entstanden.*



Ich revoltiere, also bin ich.

Albert Camus

Vorwort

Der Kritiker und Aphoristiker Kurt Tucholsky schrieb einmal: *Wer eine Autobiografie verfasst, hat was zu verbergen.* Ich habe gewiss auch Geheimnisse, die ich mit ins Grab nehmen werde. Nur verändere ich dadurch nicht das Bild der Wirklichkeiten, die ich erlebte, nur hier und dort lasse ich etwas weg, ohne mein eigenes Bild in Beziehung zu ihnen und zwischen ihnen zu retuschieren.

Auch in anderer Hinsicht kann ich mich nicht völlig auf mich verlassen. Manchmal machte ich mir Illusionen, mein Gedächtnis würde mich in diesem oder jenem Fall bestimmt nicht enttäuschen. Als ich jedoch beim Schreiben meine Erinnerungen an Hačava, den Ort meiner Kindheit, mit den historischen Fakten abglich, die ich dazu herausfinden konnte, bemerkte ich, wie sehr das Gedächtnis die Wirklichkeit verändert hatte.

Ich muss daher betonen, dass ich keinen historischen Text schreibe, sondern Erinnerungen, die nicht immer völlig mit den Tatsachen übereinstimmen müssen, vor allem nicht dort, wo sie aus zweiter Hand stammen und so durch zwei Gedächtnisse gefiltert wurden. Ich bemühte mich zwar, die Tatsachen zu prüfen, doch meistens entzogen sie sich meinem Zugriff – und selbst da, wo es möglich gewesen wäre, reichte die Zeit nicht aus. Eine bewusste Erdichtung und Verformung der Wirklichkeit habe ich zu vermeiden versucht, gleichwohl macht es meine Memoiren keineswegs zur historischen Wahrheit. Sie bilden das Ergebnis von Rückblicken auf die Zeit, in der ich lebte, und reflektieren somit den Wandel meiner Weltsicht und Zeitwahrnehmung in verschiedenen Entwicklungsphasen. Auch die sind den Wechselwirkungen mit den Illusionen der Erinnerung ausgesetzt und jemand, der anders veranlagt ist, würde das gleiche Leben zur gleichen Zeit gewiss anders bewerten und darstellen. Es macht also keinen Sinn, mich beim Wort zu nehmen. Ich biete keine Fakten an, sondern deren Abbild, wie es durch mein Gedächtnis und meine Weltauffassung dargeboten wird.

Wenn ich einen literarischen Text schreibe, würde ich mich um einen zeitgemäßen, authentischen Ausdruck, Wortschatz und Sprachgebrauch bemühen.

hen, da ansonsten die Protagonisten unglaubwürdig erschienen. Dies sind jedoch die Lebenserinnerungen eines Neunzigjährigen, der sich in der heutigen Sprache an die Vergangenheit erinnert. Ich vermied es bewusst, in der Sprache der Vergangenheit Zuflucht zu suchen. Offensichtliche und weniger offensichtliche Sprachanachronismen spiegeln vielmehr mein Bemühen wider, die Gegenwart im heutigen Slowakisch anzusprechen. Diese noch immer junge Sprache, die sich wesentlich dynamischer zu entwickeln vermag als jene Sprachen, die schon lange Zeit kodifiziert sind, legte seit meiner Kindheit einen großen Entwicklungsweg hinter sich: vom Dorf in die Stadt, wobei sie sich einerseits mancher Altertümlichkeiten und puristischer Filter entledigen konnte, andererseits jedoch auch der Reichtum und die im traditionellen Lebensstil verankerte Bildhaftigkeit verloren gingen. Ich versuchte schon immer einerseits mit der Entwicklung Schritt zu halten, aber gleichzeitig die Sprachwurzeln abzuwägen und die Patina verborgener Schätze nicht einfach über Bord zu werfen. Darum bin ich bis heute bemüht.

Eine außergewöhnliche Ankunft

Ich habe im Unterschied zu jenen, die auf gewöhnliche Weise auf die Welt kommen, keinen Geburtsort, sondern ein Geburtsschiff – *Docteur Pierre Benoît*. Im Bordtagebuch steht, dass am 27. April 1921, unterwegs zum Anlaufhafen Triest, bei 32 Grad 5 Minuten nördlicher Breite und 29 Grad 5 Minuten östlicher Länge, zur gleichen Zeit ein neunmonatiges Baby verstarb und ein Junge geboren wurde. In seiner Funktion als Standesbeamter gab der Kapitän dem Neugeborenen auf Wunsch der Eltern den Namen Pavel. Ich löste also ein noch nicht ganz ein Jahr altes Kind an Bord ab, während heute immer noch niemand gekommen ist, um mich Neunzigjährigen auf dem Schiff des Lebens abzulösen. Im Gegenteil, das Gedränge nimmt hier immer mehr zu und es ist nur eine Frage der Zeit, wann das Schiff kippt.

Meine Eltern Daniel und Marta lernten sich 1919 in Omsk in Sibirien kennen und lebten danach in Irkutsk. Meine Mutter war eine russische Beamtin, die vor dem Krieg in Celestynów in der Nähe von Warschau wohnte. Sie gehörte also einer fremden Macht an, eine russifizierte Polin in Polen. Sie kam schließlich aus einer gemischten Familie: Ihr Vater war aus Böhmen zugewandert und hieß Hanus, ursprünglich bestimmt Hanuš. Trotz ihrer multiethnischen Herkunft verstand sich meine Mutter als Russin und die Kriegswirren brachten sie bis nach Sibirien, nach Omsk und Irkutsk. Das sich festigende bolschewistische Regime versetzte sie und ihre fünf Schwestern in Angst und Schrecken. Sie zerstreuten sich daher über die ganze Welt. Als meine Mutter in Omsk meinen Vater traf, einen österreichisch-ungarischen Kriegsgefangenen, der auf die Repatriierung wartete, und dieser sich in sie verliebte, sah sie wohl darin nicht nur die Chance auf eine neue Lebensetappe, sondern vielmehr auch die Möglichkeit, aus den Verhältnissen zu fliehen, die sie als bolschewistische Hölle empfand. Denn die Ehefrauen von repatriierten Kriegsgefangenen wurden von den Behörden ebenfalls über die Grenze gelassen. Sie hatte meinen Vater gern, es war keine einseitige Beziehung. Sie heiratete ihn jedoch unter der Bedingung, dass er sich noch vor der Eheschließung taufen ließe. Dies entschied, dass ich als Protestant auf die Welt kommen sollte.

Die Rückkehr nach Hause führte um die halbe Welt. Meine Mutter und mein Vater fuhren zunächst nach Wladiwostok, von wo aus die Fahrt auf einem großen, überfüllten und schlecht ausgestatteten Schiff über ein halbes Jahr dauerte, bis sie über das heutige Malaysia und Indien schließlich das Mittelmeer erreichten. Ich wurde unter sehr schlimmen Umständen geboren, wie

meine Mutter mir erzählte. Während der Geburt sei sie ganz auf sich allein gestellt gewesen. Sie habe sich selbst behandelt und die Nabelschnur getrennt. Das Wasser – natürlich vermodert –, soll auf dem Schiff rarer als Gold gewesen sein. Warum, weiß ich nicht. Ich weiß auch nicht, wo mein Vater und der Schiffsarzt damals waren – ich hätte nach all diesen Dingen fragen sollen, ich tat es aber nicht, und jetzt gibt es niemanden mehr, den ich fragen könnte. Folglich hätte mein erster Augenblick auch der letzte sein können. Aufgrund dieses aufgezwungenen Abenteuers hatte ich bis zum 21. Lebensjahr Anspruch auf die französische Staatsbürgerschaft. Als dann der Krieg ausbrach, riet mir mein Vater sogar, sie zu beantragen. Da ich aber als junger Mann immer alles besser wusste, hörte ich nicht auf ihn. Der antifaschistische Widerstand hatte längst Vorrang vor allem anderen gewonnen. Wer weiß schon, was mir das letztlich gebracht hätte.

Während meine Mutter eine Russin war, die in ihrem Stammbaum keine echten russischen Vorfahren hatte, stammte mein Vater aus einer jüdischen Familie aus Púchov, wobei für ihn wiederum das Judentum keinerlei Bedeutung hatte. Er war vielmehr ein Pressburger, ohne es zu wissen – mit anderen Worten: er wuchs in einem ungarisch-deutsch-slowakischen Sprachgemisch auf. Meine Mutter dagegen, die durch ihre russisch-polnische Umgebung voller Vorurteile war, glaubte an antisemitische Märchen, einschließlich der Ritualmordlegende, und als die Liebe verflog, bekam mein Vater immer wieder zu hören, dass ein Jude immer ein Jude bleibe, auch wenn er sich hundertmal taufen ließe. Für eine judenfeindliche Erziehung war zu Hause also gesorgt. Von einer Kindheit in einer harmonischen Familie kann kaum die Rede sein.

Wenn Katzenjunge etwa sieben Tage alt sind, öffnen sie ihre Augen. Ich war mit sieben Tagen schon in Hačava, wo mein Vater einige Jahre vorher in die Armee eingezogen worden war. Nach und nach kamen drei weitere Kinder zur Welt, zwei Schwestern und zu guter Letzt mein Bruder Peter. Ich war ein aufgewecktes Kind. Die Schule fiel mir leicht und ich drängte mich unter meinen Geschwistern immer in den Vordergrund, wie es solche Aufschneider eben zu tun pflegen. Diese Rolle wurde mir dadurch erleichtert, dass meine zwei Jahre jüngere Schwester Mária, der bis zu ihrem Tod der Spitzname Mimina anhaftete, geistig behindert war. Und zwar nicht von ihrer Geburt an, weil ich mich genau daran erinnern kann, wie es dazu gekommen war. Als während einer finsternen Nikolausnacht der Krampus draußen mit den Ketten rasselte, den gutmütigen Nikolaus wegschob und sich rot und gehörnt ins Fenster drängte, brach etwas in ihr zusammen. Sie war damals ungefähr zwei Jahre alt und ich

sah, wie ihre Beine vor lauter Schrecken einknickten und sie nicht mehr aufstehen konnte. Erst mit vier Jahren konnte sie sich wieder aufrichten, doch bis zu ihrem Tod im Alter von 71 Jahren hatte sie nicht alle Tassen im Schrank.

Heutzutage wird im humanistischen Sinne versucht, Behinderte in die Gesellschaft einzubeziehen, sie zu integrieren, doch das ist eine relativ junge Erscheinung, für die ein Neuwort geprägt werden musste. Solche armen Geschöpfe wurden von jeher zum Gespött gemacht, wofür in der slowakischen und internationalen Kunst unzählige Beispiele zu finden sind. Bei uns zu Hause war es nicht anders, was auch auf mich zutrifft. Meine Mutter war die einzige, die sich schützend vor meine Schwester stellte. Wir hatten in der Familie also ein Prügelmädchen, das als nicht normal galt und dem das stets unter die Nase gerieben wurde. Anička, ihre um anderthalb Jahre jüngere Schwester war ein liebes, intelligentes schwarzhhaariges Wesen. Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg fiel sie leider dem Typhus zum Opfer. Sie beteiligte sich an unseren Streichen, genauso wie mein Bruder Peter, ein um sieben Jahre jüngerer Bursche, der Australien zu seiner Endstation machte und auch nicht mehr lebt.

Bürgersöhnchen wider Willen¹

In Hačava, genauer Hačava-Skália, wohnten wir in der Nähe der Arbeitersiedlung. Es gab auch ein Dorf mit dem Namen Hačava, das jedoch drei Kilometer von unserer Arbeitersiedlung entfernt lag, beide zwischen den Orten Hnúšťa und Tisovec. Die Siedlung war wie alles andere um das Magnesitwerk entstanden, das bis heute in Betrieb ist: ein kleiner Bahnhof mit einem Anschlussgleis und eine Lastenseilbahn zum Transport des Erzes, die vom Schacht hinter dem Hügel bis nach Polom führte. In der Fabrik arbeiteten, je nach Bedarf, zwischen 30 und 80 Arbeiterinnen und Arbeiter. Für den ganzen Betrieb reichten ungefähr fünf Beamte aus. Einer von ihnen war mein Vater, der Leiter des Lagers, auch Magazin genannt. Heute kann man sich eine Fabrik solchen Ausmaßes mit einer solch kleinen Leitung kaum vorstellen, trotz aller Elektronik. Tatsache ist, dass es unter der Leitung des Direktors Czibur damals funktionierte.

1 Das Slowakische Wort *pánča* stammt aus dem Ungarischen und bedeutet wörtlich *Herrensöhnchen* bzw. *Gutsherrensöhnchen* und spielt in der damaligen gesellschaftlichen Schichtung Ungarns auf eine adelige, keine bürgerliche Herkunft an. Hier wurde dennoch der im Deutschen gebräuchlichere und lesbarere Begriff *Bürgersöhnchen* gewählt.

Die Kolonie lag am Berghang, der in die höchste Schicht der alten Halden überging. Magnesit wurde in Hačava seit 1900 verarbeitet und der Schutt, den sich die Natur nach und nach einverleibte, formte drei Ebenen, die mit zahlreichen Holztreppen verbunden waren. In den Hang der untersten Halde führte das Anschlussgleis. Der kleine Freiplatz, der sich eine Ebene höher befand, war an eine etwa zwei Kilometer lange Zufahrtstraße angebunden, die nach einer steilen Linkskurve die Bahnstrecke kreuzte und in der Gegenrichtung weiter zu den Auen herabsank, um schließlich in die Straße zu münden, die Hnúšťa mit Tisovec verknüpfte. Der kleine Bahnhof lag hinter dem Übergang und dem Bach und war ebenfalls in den Hang gebaut worden. Vom anderen Ende des Freiplatzes führte der Weg in die Fabrik, etwa 300 Meter entfernt. Das Häuschen, in dem unsere Familie wohnte, stand eine Ebene über dem Freiplatz. Wenn man in Richtung Fabrik ging, lag in seiner Nachbarschaft die kleine, viel ansehnlichere Villa des Herrn Török. Zu ihr gehörte auch ein Garten mit idyllischer Begrünung, unter den Bäumen standen einige Holztische und -bänke, die im Boden befestigt waren. An warmen Abenden trafen sich hier die Fabrikbeamten, um Karten oder Schach zu spielen, während wir Kinder herumtollten. Es wurde überwiegend Ungarisch und Deutsch gesprochen, letzteres verstand ich auch. Mit den Kindern unterhielt man sich auf Slowakisch. Dort erhielt ich auch meine ersten Schachstunden. Als ich die Grundlagen schon so recht und schlecht beherrschte, fragte mich einer meiner Lehrer einmal: *Auf welchem Feld möchtest du Schachmatt kriegen?* Er trieb meinen König dann tatsächlich auf dieses Feld, obwohl er mir das Schachmatt längst hätte geben können, doch er wollte seinen Sieg über den Schwächeren eben entsprechend genießen. Ich habe längst vergessen, wer dieser Lehrer war. Die beabsichtigte Erniedrigung, in eine paternalistische Gutmütigkeit gehüllt, nie.

Meine Eltern drängten mich gegen meinen Willen in die Gesellschaft der geschniegelten Kinder aus den Beamtenfamilien, die mich durch ihre herrenhafte Art abstießen. Bis heute begreife ich nicht, wie zwei Schwestern es zuwege brachten, auf einer Schaukel, wie sie niemand anderer in Hačava besaß, eine Stunde lang nur zu schaukeln und zu schaukeln. Ich glotzte zwar auf ihre halb entblößten Oberschenkel, gleichzeitig ekelten sie mich jedoch an. Zu dieser Umgebung passte das Spiel *Sorso*² besonders gut – so erinnere ich zumin-

2 Der Name geht vermutlich auf das ungarische Wort *szorzó* zurück und bedeutet Multiplikator.

dest den Namen des Spiels, das darin bestand, mit Hilfe von kreuzförmigen, degenartigen Holzstäbchen bunte Holzringe von etwa 20 Zentimeter Durchmesser im Kreis herumzuwerfen. Ein sehr geselliges Spiel mit viel Hüpferei, für Matrosenanzüge, Faltenröcke und Rüschenblusen wie geschaffen. Hin und wieder gesellten sich auch die Erwachsenen hinzu.

Weiter in Richtung Fabrik standen Beamtenvillen, wo die Familien Vývlek, Anger und der Werkmeister Kováč wohnten. Unser Haus war also das letzte in der Reihe und lag am schroffen Hang der Halde, auf der eine Treppe zur nächsthöheren Ebene führte. Dort begannen die Baracken mit den Arbeiterwohnungen.

Die Baracken passten sich in die stufenförmigen Ebenen der alten Halden ein, sodass sie ganz in den Abhang eingelassen waren. Es handelte sich um fünf oder sechs überlange, niedrige Bauten, die aus heutiger Sicht eher Kuhställen glichen, nur waren sie enger, niedriger und ungerade. Man musste daher von Baracke zur Baracke immer auf den Holztreppen hinauf- oder hinuntergehen. An der dem Abhang zugewandten Seite führte ein etwa eineinhalb Meter breiter Fußweg, von dem aus man in die Wohnungszellen gelangte, die sich in einer langen Reihe dicht aneinanderdrängten. Nach dem Öffnen der Tür trat man sofort in die dunkle Küche ein, einen Flur gab es nicht. Hinter der Küche befand sich noch ein kleines Zimmer mit Ausblick auf das Tal und den gegenüberliegenden Abhang. So sah eine Arbeiterwohnung aus, auch von Familien mit mehreren Kindern. Das waren in der Tat Kaninchenställe. Die Plattenbauten des Realsozialismus stellen dagegen einen unvorstellbaren Luxus dar.

Die Entdeckungen eines Kindes

Zum letzten Mal besuchte ich Hačava 1998 in Begleitung von Amanda Lovitt, der Tochter meines Bruders, die auf Spurensuche ihres Vaters aus Australien anreiste. In unserem ehemaligen Häuschen lebte damals noch Gabriela Bukovská, die Schwägerin des ehemaligen Arbeiterdirektors Tadeáš Bukovský, auf den ich noch zu sprechen kommen werde. Das kleine Haus machte auf mich keinen Eindruck: Weder der enge Vorgarten, der an den steilen Abhang der Halde grenzt – denn das Häuschen steht auf einer abgesetzten, steil zum Freiplatz herabsinkenden Terrasse –, noch der wesentlich engere Hinterhof, der in den Hügelabhang eingebettet ist, wo sich einst ein Schweine- und ein Gänsestall befanden.

Doch es war der Ort meiner Kindheit, wo ich eine Schiffsturbine oder ein funktionierendes Unterwasserschiff des Kapitäns Nemo baute, das aus einem Spielzeugdampfer mit einer Schiffsschraube aus Gummi entstand, der mir jedoch bald keinen Spaß mehr machte. Nichts von dem Spielzeug, das ich geschenkt bekam, blieb so wie es war; vielmehr griff ich auf *schöpferische* Weise ein. Allein die Tatsache, dass ich solch einen Raum zum Spielen hatte, machte mich zum Bürgersöhnchen, das ich nicht sein wollte.

An diesem Ort entdeckte ich für mich auch die *Camera obscura*, als ich eines Morgens beim farbenfrohen Anblick des scharfen, jedoch verkehrten Bildes des Tals und der Gebirgskette regelrecht erstarrte. Es war ein Lichtstrahl, der in das kleine Zimmer durch ein neu entstandenes Loch im dunklen, schweren Vorhang hineindrang. Nachdem ich den Zusammenhang verstanden hatte, baute ich aus einer alten Schachtel einen Projektor – die eine Seite ersetzte ich durch Pergamentpapier, in die andere Seite stach ich ein Loch, und gleich konnte ich, unter einem Mantel verhüllt, die so schön verkleinerte, verkehrte Welt genießen. Als ich mich meiner Entdeckung rühmte, erfuhr ich, dass auf diese Art und Weise fotografiert würde...

Ich baute mir auch eine eigene Seilbahn aus Bindfäden, Schachteln und Nutrrädern, die wir Lausbuben von der Signalleitung an der Bahnstrecke geklaut hatten. Die Bahnwärter zeigten dafür kein Verständnis. Einer von ihnen zog einmal von seinem Häuschen aus, ohne dass ich es sehen konnte, an dem Signalseil und klemmte mir den Finger ein, bis er richtig blutete. Meine Seilbahn führte nicht vom Hügel zur Fabrik, sondern vom Kinderzimmer zum Zaun, und ich transportierte damit in einer zum Hunt umfunktionierten Schachtel Steinchen und Käfer, unter anderem auch Hirschkäfer. Damals gab es, im Unterschied zu heute, viele Hirschkäfer. Es gelang mir sogar, einen von ihnen zu zähmen. Ich ließ ihn statt der Lokomotive meinen Spielzug ziehen. Wir freundeten uns dermaßen an, dass ich den Hirschkäfer jeden Abend ans Fenster legen konnte; er flog zwar davon, war aber morgens wieder zurück am Fenster. So ging es etwa zehn bis zwölf Tage lang, bis ich eines Morgens vergeblich auf ihn wartete. Er kam nicht mehr zurück. Bis heute bin ich überzeugt, dass er es nicht aus freien Stücken tat, sondern dass es durch den Eingriff einer höheren Macht geschehen war.

Ich hatte mehr oder weniger freien Zutritt zur Fabrik. Ich bewunderte dort die Transmissionsriemen, Räder, Triebräder, Zahnräder und Drehmaschinen. Insbesondere werde ich jedoch den feurigen Blick in den Drehrohfen nicht vergessen. Man durfte nur mit einem speziellen, dunklen Glas durch eine

Schwenktüre hineinsehen, ansonsten wäre man geblendet worden; es war wie ein Blick direkt ins Schmiedefeu. Der Ofen bestand aus einer sich langsam drehenden Stahlröhre, die in meiner Erinnerung mindestens fünf Meter Durchmesser hatte und vielleicht eine Länge von 100 Metern. Wie sich später herausstellte, ist die Röhre in Wahrheit 43 Meter lang und hat am dicksten Schmelzband einen Durchmesser von 240 Zentimetern, an anderen Stellen sogar nur 210. Allerdings war ich damals höchstens einen Meter groß...

Sicherlich erfuhr ich nachträglich weitere nicht uninteressante Dinge, die mir entfallen sind oder die die Erwachsenen während meiner Kindheit nicht für außergewöhnlich genug hielten, um sie mir ins Gedächtnis einzuprägen. Zur Zeit seiner Entstehung 1909 hatte es sich nämlich um den ersten Drehrohrofen zur Magnesitbrennung überhaupt gehandelt, also um ein weltweites Unikat, dessen hundertjähriges Jubiläum die Gemeinden Hačava und Hnúšťa 2009 feierlich begingen.



Mein Vater pflegte aus dem Labor Glas- und Gummiröhrchen mit nach Hause zu bringen. Ich fertigte aus solch einem Röhrchen ein Blasrohr, in der Art von Ureinwohnern Amerikas, mit federbeschrückten und einer Nadel an der Spitze bestückten Pfeilen, nur dass die meinen nicht vergiftet waren. In der Regel schoss ich mit dem Blasrohr auf nichtlebende Ziele, einmal traf ich aber auch Mimina in die Wange. Nicht ohne Absicht. Ich hätte auch ihr Auge treffen können. Aus den Röhrchen stellte ich noch am letzten Tag, bevor wir nach Bratislava zogen, eine Wasserleitung her. Die Arbeiter, die die Möbel trugen, zertraten sie, und ich ließ ein Donnerwetter auf sie los.

Manchmal stellte ich auch etwas Lobenswertes an. Einmal machte unsere Familie einen Ausflug nach Píla. Als der Zug, der aus Hnúšťa kommend langsam den Berg heraufrattete und sich unserem kleinen Bahnhof näherte, rannte Mimina ihm plötzlich entgegen und kletterte schwerfällig zwischen die Gleise. Die Lokomotive fuhr zwar bei der Einfahrt in den Bahnhof langsam, doch sie hätte angesichts der kurzen Entfernung niemals abbremesen können. Und so pff sie nur aus allen Kräften, dass es zwischen den festgeklemmten Rädern und Schienen nur so funkte. Umsonst rief meine Mutter ihre Tochter verzweifelt an, das steifgewordene Kind reagierte nicht. Im letzten Augenblick rannte ich wie in einer sogenannten *Last-minute-rescue*-Filmszene los und zog meine Schwester von den Gleisen weg. Als der Zug endlich zum Stehen kam,

ohne Schaden anzurichten, stürzte sich der Lokführer auf meinen Vater, der völlig entgeistert dastand, und wusch ihm den Kopf. Wir setzten unseren Ausflug nach Píla dennoch fort.

An den Bahnhof, der von den Halden mit den Arbeiterbaracken durch einen kleinen Zufluss der Rimava getrennt war, sind auch weitere Erinnerungen geknüpft. Zum Bahnhof gelangte man über eine kleine Brücke, die auf einer Seite unterhalb der Bahnstrecke entlangführte und auf der anderen ein Geländer aus Gusseisen hatte. Der Bach lag recht tief unter der kleinen Brücke, und ein Draufgänger aus der Arbeiterkolonie stolzierte über das Geländer wie ein Seilkünstler. Dieser Herausforderung konnte niemand widerstehen, denn wer hätte die Scham auf sich genommen, als *Skunk* dazustehen. Es musste noch viel Wasser die Donau hinabfließen, bis es mir innerlich egal wurde, was die Leut' über mich denken, sondern nur mehr, was Menschen denken, die mir wichtig sind. Wie ein Wunder fiel niemand von uns bei dieser Mutprobe in den Bach.

Eine Schleuder gehörte zur Ausstattung jedes Schlingels, und ich wollte ja einer sein. Ja, das wollte ich, und dennoch habe ich es nie von einem Schlingel zu einem Heißsporn geschafft, wenngleich ich es versuchte. Außer auf meine Schwester schoss ich nur einmal auf ein lebendiges Ziel, auch dies, weil ich mir sicher war, die Schwalbe fliege außer Reichweite meiner Schleuder. Ich zielte vor sie wie ein geübter Schütze, doch habe ich die Schussweite meiner Waffe offenbar unterbewertet. Jetzt sah ich bange zu, wie das Projektil die Flugbahn der Schwalbe zu kreuzen droht. Die Schwalbe bemerkte das fliegende Steinchen jedoch im letzten Augenblick, schwang sich ruckartig hoch und entkam der Gefahr.

Ein beliebtes Angriffsziel von uns Spitzbuben waren die Isolatoren der elektrischen Leitungen, die im ungarisch-slowakischen Kauderwelsch *čigy*³ hießen. Ferner gehörten zu meinen legitimen Zielen auch Fliegen, da sie dem Selbstverteidigungsgesetz zufolge vom Schutz der Lebewesen ausgenommen waren. In einem Haus, in dessen Hof ein Schwein und eine Gans gezüchtet wurden, gab es ganze Schwärme von ihnen. Man kämpfte gegen sie mit Fliegenklatschen und in jedem Raum hingen Fliegenfänger, auf denen die Opfer, die sich auf den Kleber gesetzt hatten, unter Folter ihr Erdendasein beendeten. Ich erfand eine weitere Jagdmethode, indem ich mit einem Gummi nach ihnen zielte. Ich zog ihn auseinander, setzte ihn auf das Ziel an und ließ ihn los. Im

3 Der Ausdruck geht auf das ungarische Wort *csiga* zurück und bedeutet Kopf oder Spirale.

Unterschied zum Klatschen mit der Handfläche, dem die Fliege meistens entkam, war der fliegende Gummi schneller als der Reflex der Fliege. Meine Mutter kam lange nicht dahinter, wie zum Teufel die Flecken der getöteten Fliegen so weit oben an der Zimmerdecke entstehen konnten, wo niemand hinlangen konnte und von wo sich diese Schweinereien nicht entfernen ließen. Ich tat unschuldig, aber meine Mutter kam schließlich dahinter, denn *es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch ans Licht der Sonnen*.

Mit einem Wort, für Bubenstreiche war ich immer zu haben. Eben daher zog mich die Welt der Arbeiterkinder an, die rauer, rücksichtsloser, aber auch direkter war. In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an Fero Matisko, einen Schlaks, den nie jemand ohne Rotz unter der Nase gesehen hatte. Als wir einmal in einem Erlenhain Hirschkäfer fingen, legte Fero den Hirschkäfer auf den Boden und zerdrückte ihn barfuß mit seiner Ferse zu Brei. Ich hätte Fero am liebsten umgebracht.

Ich war jedoch kein Raufbold, und wenn wir tiefer blicken, speiste sich die Welt der Proletarierkinder aus der der Erwachsenen, in der es an Rohheit nicht mangelte. Vor allem, wenn die Männer sich besoffen hatten – und das kam häufig vor –, mussten dies die Frauen und Kinder ausbaden. Ich erinnere mich besonders an einen, der Gorkis Erinnerungsroman *Meine Universitäten* entsprungen zu sein schien. Abend für Abend kam er vollgelaufen nach Hause und jedes Mal verabreichte er seiner Frau eine Tracht Prügel. Er war nicht der einzige, doch er tat es täglich. Einmal geschah jedoch etwas, das es in der Arbeitersiedlung bis dahin noch nie gegeben hatte. Als sich der Mann nach der üblichen Tracht Prügel schlafen legte, drosch ihn seine Frau mit einem Nudelholz systematisch von Kopf bis Fuß durch, sodass er sich einige Tage lang kaum bewegen konnte. Als er sich mit Mühe und Not wieder aufgerafft hatte, ging er zum Arzt und beschwerte sich empört über die Rebellin.

Zu jener Zeit hatte es noch die sogenannten Familienärzte gegeben, die ihre Patienten auch zu Hause besuchten und deshalb ihr familiäres Umfeld gut kannten. Der Arzt schrieb zwar den Mann für die Tage, die er im Bett verbrachte, sowie für weitere drei Tage krank, äußerte sich jedoch zugleich mit einem Hauch Genugtuung: *Na endlich!* Dieser Ausspruch schrieb sich in die Geschichte der Arbeitersiedlung ein. Es ist anzumerken, dass der Gedeemütigte seine Frau danach zwar nie mehr tätlich angegriffen hatte, zugleich fand jedoch auch keine Kettenreaktion statt und die Nudelholztherapie fand trotz bewiesener Wirkung keine Nachahmerinnen. Sie blieb ein Einzelfall, eine kuriose soziale Episode unter der Herrschaft patriarchalischer Muster, wo es

hieß: *Die eigene Frau durchzudreschen ist wie ein Feld zu düngen*. Diese Muster scheinen auch Frauen verinnerlicht zu haben, wenn auch wohl nicht bis zum russischen oder allgemein osteuropäischen Extrem, wenn eine Frau nach einer Tracht Prügel fröhlich seufzt: *Er schlägt, also liebt er*.⁴ Ansonsten hätte der einzelne Funke weitere Brände auslösen müssen.

Die Abhänge der Halden waren steil, weshalb die Terrassen durch hölzerne Treppen miteinander verbunden waren. Die breiteste Terrasse, die genau unter unserem Haus lag, bildete einen Freiplatz. Hier fanden die meisten unserer Spiele und hin und wieder auch das gesellschaftliche Leben statt. ber den Platz ließen sich gut Reifen rollen. Mein Vater kaufte mir sogar einen Roller, eine für Haava nie dagewesene Errungenschaft, die mich für eine Weile ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückte. Ab und zu verlieh ich den Roller mit einer großzügigen Geste, denn das Interesse der Nachbarskinder war groß. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich mich daran bereichert hätte, aber wer weiß, vielleicht doch.

Mit dem Freiplatz verbinden sich für mich viele Erinnerungen. Hier erlebte ich unter anderem meine erste Entziehungskur. Als ich ungefähr sieben Jahre alt war, hob ich eine noch glimmende Zigarettenkippe auf und rauchte sie zu Ende. Drei Tage lang war mir danach schlecht, und seither habe ich keine Zigarette mehr in den Mund genommen. Übrigens erlebte ich eine ähnlich unerwartete Entziehungskur zwar nicht als Siebenjähriger, jedoch als Maturant in Bratislava: Bei einem Tanzabend ließ ich mich dermaßen volllaufen, dass ich eine Alkoholvergiftung davontrug. Seither konnte ich an keiner Kneipe mehr vorbeigehen, sondern musste die gegenüberliegende Seite nehmen, da ich mich ansonsten übergeben hätte. Es dauerte mehrere Jahre, bis diese Allergie auf Alkoholgeruch abstumpfte. Jedenfalls wurde ich gegen diese zwei Laster lebenslänglich resistent. Manch andere Laster sind mir hoffentlich geblieben.

4 Dasselbe beschreibt auch Czeslaw Miosz in seinem Roman *Das Tal der Issa*, in dem er sich an seine Kindheit im polnisch-litauischen Grenzgebiet erinnert. In archaischen Gemeinschaften hält sich diese anachronische Einstellung auch in Europa bis heute aufrecht, wie ein slowakischer Film von Duan Hank, *Rosige Träume*, 1976, im Roma-Milieu situiert, bezeugt.

Von einem Arbeiterlohn im Magnesitwerk fand man kaum Auskommen, weswegen sich jedermann ein Huhn, eine Gans oder eine Ente hielt. Tagsüber bewegten sie sich meistens draußen, sodass sofort Panik entstand, wenn der Ruf eines Habichts zu vernehmen war, denn der Raub eines Federviehs bedeutete für die Betroffenen einen erheblichen Schaden. Und so passierte es eines Tages, dass der Werkmeister Kováč während eines großen Menschaufbaus auf einen Habicht schoss. Er traf ihn zwar nicht und schüttelte den Kopf, wie einem geübten Jäger so etwas nur passieren konnte. Den Habicht hatte er immerhin verscheucht und ich erbeutete zwei leere Patronenhülsen, die ich lange Zeit für verschiedene zweckentfremdete Dinge benutzte.

Der Freiplatz war eigentlich der einzige soziale Ort in Hačava, wo sich die Bewohner unter freiem Himmel treffen konnten. Hier verfolgten wir mit nach oben gestreckten Köpfen ein Aeroplan – kein Flugzeug, sondern ein Aeroplan – wenn es sich, höchst selten, durch leises Brummen verriet. Hier bestaunten wir die Autos, in denen die Direktionsbonzen manchmal aus weiter Ferne angefahren kamen, insbesondere die riesigen Schutzbleche, die wir Kinder einfach anfassen mussten. Der Chauffeur jagte uns nicht weg, er setzte bloß eine stolze Miene auf, ja er erlaubte uns sogar, manchmal zu hupen.

Hačava – nicht unsere Siedlung mit der Magnesithütte, sondern das drei Kilometer entfernte Dorf – ist übrigens ein fester Bestandteil der slowakischen Kulturgeschichte. Von hier stammte der blinde Volksdichter und wandernde Bücherverkäufer Matej Hrebenda, eine eigenartig rührende Persönlichkeit des 19. Jahrhunderts, ein Enthusiast, wie ihn in dieser Art nur unterdrückte Kulturen hervorzubringen pflegen.

Hačava lebt jedoch in meinen Erinnerungen nicht seiner Geschichte wegen, sondern vor allem wegen seiner bergigen Landschaft, die im Sommer in sattem Grün stand und im Winter tiefverschneit dalag. Unterhalb der Halden erstreckte sich eine breite Au, die durch den kleinen Fluss Rimava entstanden war. Wir badeten in der Rimava und fingen dort Krebse, deren Anwesenheit davon zeugte, dass der Fluss damals sauberes Wasser führte und der Landstrich noch nicht derart zerstört war.

In der Rimava gab es unweit der Au einen tiefen Wasserwirbel, von dem wir uns auf den Wassergrund ziehen und drehen ließen, bis wir, entsprechend stolz, mit ein paar kräftigen Schlägen wieder auf die Wasseroberfläche hinaufschwammen. In der Au befand sich auch ein Fußballplatz, wo ich im Sommer mit den Arbeiterkindern Fußball spielte. Unser Ball bestand meist aus Lumpenfetzen. Natürlich hatte Hačava auch eine Erwachsenenmannschaft. Die

Gegner kamen meist aus den umliegenden Dörfern angereist, manchmal fuhr unsere Mannschaft wiederum zu ihnen. Die Zuschauer drückten jeweils ihrer Mannschaft leidenschaftlich die Daumen, und mir war es schon damals zum Lachen, wie die Erwachsenen plötzlich so kindisch werden konnten. Trotzdem spielte ich mit meinen Altersgenossen weiter. Einmal borgte der Kapitän der Erwachsenenmannschaft uns Buben vor einem Spiel einen echten Ball, und es gelang mir – keine Ahnung wie –, ein Kopfballtor zu schießen. Ich erntete zwar Lob, doch ich erinnere mich eher daran, wie mir noch mehrere Tage danach der Schädel dröhnte. Für derartige Sportarten war ich eben nicht geschaffen.

Die einzige Winterausrüstung, die wir in Hačava hatten, waren Schlitten. Die Abhänge der Halden waren zu steil, der Schnee blieb auf ihnen nicht haften, auch war der Knick in die Terrasse zu kantig, ohne Übergang. Wir rodelten also vor allem am Abhang unterhalb des Bahnhofs bis zur Au der Rimava. Allerdings wurde der Abhang kurz vor der Au von einer Quervertiefung unterbrochen, auf die ein Wall folgte, der an eine Schanze erinnern konnte, wenn wir damals von so etwas eine Ahnung gehabt hätten. Beim Aufprall gegen den Wall wurde der Schlittenfahrer zunächst fest an seinen Schlitten gedrückt, um anschließend in die Luft geschleudert zu werden.

Es gab wenige Schlitten und das Interesse an ihnen war dementsprechend groß. Manche versuchten auch auf einem Brett zu rodeln, da es aber vorne nicht abgerundet war, stießen sie ständig gegen etwas und rutschten herunter, doch sie machten sich nichts daraus. Andere versuchten wiederum, einfach auf dem Hintern zu rodeln, was nicht selten Löcher auf dem Hosenboden und zu Hause Repressalien zur Folge hatte.

Schlittschuhe besaß in Hačava lediglich der Lehrer, und wir Kinder versammelten uns um den zugefrorenen Sumpf, wo er seine Pirouetten drehte, und bestaunten dieses Wunder mit großen Augen. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass es in Hačava Skier gegeben hätte, vermutlich hatten sie sich zu meiner Zeit dort noch nicht durchgesetzt.

In der Natur rund um Hačava fand ich auch einen Zufluchtsort, der nur mir gehörte. Auf dem Abhang über unserem Haus, wo abwechselnd Gras, Sträucher und kleinere Bäume wuchsen, stieß ich auf eine Birke, die keinen Stamm hatte, da sie irgendwann abgesägt wurde. Anstatt auszutrocknen, sprossen jedoch unterhalb der Schnittstelle mehrere kleine Äste, die etliche neue Stämme bildeten, deren Äste verflochten waren. In diesem Geflecht verschaffte ich mir mit dem Messer einen freien Platz, eine grünlich durchstrahlte Höhle. Da-

durch gewann ich ein Obdach, in dem ich nicht gestört wurde und auf zwei fast geraden Ästen sitzen konnte. Neben Büchern nahm ich nur das Lebensnotwendigste dorthin mit. Einen Blechnapf, eine Feldflasche mit einer Öse zum Aufhängen – alles hatte seinen Platz, denn jeder abgeschnittene Zweig hinterließ einen Haken, an den sich etwas hängen ließ. In diese Indianerhütte durfte mich nur meine erste Katze Cikua manchmal begleiten. Auf ihren Namen komme ich noch zurück. Keine Ahnung, wie ich auf die Idee zu diesem Zufluchtsort kam, die Erzählungen Henry David Thoreaus kannte ich damals jedenfalls noch nicht.

Als ich meinen Geburtsort Hačava in den 1990er-Jahren nach einer längeren Pause das letzte Mal besuchte, fand ich eine Mondlandschaft vor, die mich an Nordböhmen erinnerte. Der Sozialismus in seiner totalitär-bürokratischen Variante hatte zuwege gebracht, wozu sich nicht einmal der Kapitalismus durchgerungen hat. Und dennoch gehört die Slowakei für mich immer noch zu den ergreifendsten Landschaften, da ihr, wenn sie zudem noch ein Meer hätte, nichts an Naturwundern fehle. So viele verschiedene Naturschönheiten auf solch einer kleinen Fläche, eine ganze Welt in der Nusschale oder im Taschenformat...

Wenn man sich untereinander nicht versteht

Mein Vater war zu Hause eher von der weichen Art und zog sich vor meiner Mutter zurück. Mit uns Kindern verbrachte er recht viel Zeit. Er nahm uns mit in die Natur, baute mit uns Drachen und sammelte gern Pilze. Es gab viele Gründe, ihn gern zu haben, doch mir war seine Angeberei zuwider, denn er versäumte keine Gelegenheit, sich zu brüsten, wie hervorragend er in all seinem Tun und Lassen sei. Vielleicht habe ich diese verhasste Eigenschaft auch geerbt, wer weiß – an sich selbst nimmt man das nicht so wahr.

Die Erziehungsmethoden waren veraltet, zumindest scheint es mir heute so. Ich erinnere mich beispielsweise daran, wie meine Mutter mit einem Holzscheit in der Hand hinter mir herrannte – da taucht in mir immer Július Satinskýs Spruch auf: *Ich werde dir alle Knochen brechen, doch ich erziehe dich zu einem anständigen Menschen*. Damit will ich überhaupt nicht andeuten, dass meine Eltern uns tagtäglich versohlt hätten. Nein, es passierte selten, irgendwie spontan und es war weniger eine Strafe als vielmehr ein Ausdruck ihrer Ohnmacht, ein Ventil, wenn man keinen Rat mehr weiß. Einmal stibitzte ich